

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 119.

Dienstag, 2. Mai

1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenberg.

9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

7. Kapitel.

Im Gasthof „Zum Lamm“ in der kleinen Kreisstadt tagte heute der Bund der Landfrauen. Maree besuchte mit Franziska regelmäßig seit den letzten zwei Monaten die Versammlungen, sie hatte darin stillschweigend die Vertretung ihrer Schwiegermutter übernommen, die nicht mehr ausging. Heute hatte Franziska im letzten Augenblick abtelefoniert, weil ihr jüngstes Mädelschen krank geworden war.

Eigentlich ging Maree sehr ungern allein: Sie, die sonst so Sichere, war irgendwie fremd in diesem Kreis meist älterer und alle untereinander verwandter und verschwägert Damen. Dann auch, weil ihr die etwas summarische Hilfe, die da geleistet wurde, im Grunde nicht lag. Viel besser, wenn auch viel schwieriger war's, persönlich zu den Leuten ins Dorf zu gehen und nachzusehen, wo es fehlte. Das taten ja auch die meisten Damen noch nebenher, aber die kannten eben auch die Dorfleute seit ewigen Zeiten und waren gewöhnt, mit ihnen umzugehen. Das war für Maree als Großstadtmenschen so fremd gewesen, daß sie vor einem eigenen Entschluß, es auch zu versuchen, beinahe in der ersten Zeit Angst gehabt hatte. Und in den Anfangswochen hatte es manche heimliche Niederlage gegeben. Fränze hatte Rat schläge erteilt, sie war überhaupt die einzige, die um Marees Arbeit wußte. Nur daß auch sie nicht ahnte, daß Maree das, was sie zuerst aus beinahe sportlichem Ehrgeiz des Sich-Einarbeitens begonnen hatte, jetzt aus wirklicher menschlicher Anteilnahme fortführte. Sie dachte, Maree tut es, weil sie so viel allein ist, — um Beschäftigung zu haben — vielleicht auch ein bißchen aus Neugierde.

Daß Maree — die kühle, kluge Maree — Menschen brauchte, denen sie geben konnte, daß eine riesige ungebrauchte Menge von Kraft und Wärme in der jungen Frau steckte, die keine Lösung fand — das wußte sie freilich auch nicht.

An diesem Nachmittag nun hatte nur eine kurze Rede stattgefunden, und jetzt kam der familiäre Teil der Versammlung. Maree saß zwischen Lehrersfrau Kuhler, der Frau von Wittweiden und der Baronin Werdin, die seit Jahren den Vorsitz führte, ohne daß je ein Mensch gewagt hätte, etwas gegen ihre einmal gefaßte Meinung zu äußern.

„Haben Sie sich schon in die Liste eingezeichnet, Frau von Offersdorf?“ die Baronin reichte Maree eine Mappe herüber. „Wir möchten gerade Ihre Mitarbeit so gerne haben, liebe Frau von Offersdorf! Gerade die jungen, die neuen Kräfte müssen herangezogen werden!“

„Wenn ich Zeit habe, gern, Baronin!“ antwortete Maree lebenswürdig, und dachte innerlich: Natürlich nehmen sie alle an, daß mein Leben nur aus Amusement

besteht, weil ich noch nicht vierzig bin und mir die Augenbrauen male — —

„Aha — da kam es schon — —“

„Sie sind ja so eifrige Sportlerin, Frau von Offersdorf — Reiten — Tennis — nicht wahr? Da haben Sie sicher noch keine richtigen Einblicke in die Not der Bevölkerung gewinnen können? Ich werde Ihnen gern —“

„O, Baronin, ich bin ja doch schon eine ganze Weile hier — und schließlich sehe ich doch in unseren politischen Versammlungen sehr genau, wo es den Leuten fehlt! Das würde ja sogar ein Outsider mit ein bißchen Verstand merken, daß die Leute von den wohlnützigen Steuern auf der einen Seite und — den Polen andererseits ausgegaut werden!“

„Sie sind politisch interessiert?“ Die Baronin Werdin betrachtete erstaunt die junge Dame, die plötzlich so energisch wurde.

„Hauptsächlich menschlich! Auf dem Land gibt's doch keine Politik ohne Wirtschaft, eins hängt so am anderen —“ Maree brach ab, sie hatte rote Backen von Eifer.

„Ich hatte keine Ahnung, Frau von Offersdorf, daß Sie auch politisch verfiert sind!“ Die Baronin hatte ein rätselhaftes Lächeln. „Ich wußte nur, daß Ihr Mann tätig ist — durch Frau von Dehringen hörte ich es, die ja auch darin tüchtig ist und immer mithilft!“

Ah so! Maree schob das Blut in den Kopf, sie stockte einen Augenblick, dann erwiderte sie sehr kühl:

„Ich glaube, Sie irren darin, Baronin! Ich gehe mit meinem Mann in fast alle politischen Versammlungen, ich bin durch ihn völlig orientiert! Ich lerne dadurch nicht nur die Arbeit meines Mannes kennen — sondern auch die Leute in unserem Umkreis!“

„Sehr interessant — —“ Baronin Werdin wußte nicht recht, was antworten und lächelte dann sehr lebenswürdig:

„Da werden Sie ja auch sicher bald so tüchtig wie Ihre liebe Schwiegermutter! Zu schade, daß sie uns nicht mehr helfen kann! Aber sie hat wohl so Trauriges in der Familie erlebt — das macht leicht menschenscheul. Wollen Sie denn schon gehen, liebe Frau von Offersdorf?“

„Ich muß jetzt nach Hause, mein Mann erwartet mich!“ Maree lächelt höflich, ihre Augen sind kalt. „Adieu Baronin.“

„Bitte grüßen Sie Ihre Schwiegermutter von mir. Sie war uns immer eine so reizende Mitarbeiterin! Also auf halbziges Wiedersehen, liebe Frau von Offersdorf . . .“

Maree atmet auf, als sie auf der Straße steht. Daß sie sich zuletzt noch so glühend aufgereggt hat, — sie spürt noch jetzt, wie ihr Herz klopft! Die Werdin hat ja gar keine Ahnung, wie das an einem reißt — viel mehr noch als die Bemerkung mit der Dehringen — die beinahe

zu taktlos war, als daß sie sich darüber ärgern konnte. Und sie fühlte dennoch den leisen Hohn dahinter: Du bist jung — und hübsch — und elegant — und eine andere hat dir doch den Mann abspenstig gemacht . . .

Ärger —? Nein, darüber nicht! Maree hatte nur das kurze Achselzucken dafür, das früher etwas leichtsinnige, jetzt überlegene Achselzucken — für das sie doch eigentlich viel zu jung war . . .

Sie stieg ins Auto. Frey fuhr heute, der Arzt hatte ihr verboten, schon wieder selbst zu chauffieren. Am liebsten wäre sie gelaufen — immer gegen den Wind — aber sie war jetzt jeden Tag um sechs Uhr bei ihrer Schwiegermutter — oft nur für kurze Zeit — aber sie hatten sich beide so daran gewöhnt, daß Maree die Mutter nie ohne triftigen Grund warten ließ.

Die alte Frau war von einer fast beängstigenden Stille in der letzten Zeit. Sie war immer liebevoll zu ihrer Schwiegertochter, besonders nach deren Unfall, aber es war, als sei ihr Gefühl bei einer gewissen Grenze abgestorben.

Heute war ein alter Mann aus dem Dorfe bei ihr, und Maree blieb nur eine Viertelstunde. Als sie die Lindenallee herunterkam, sah sie das Auto ihres Mannes im Hof stehen. Die Werdin fiel ihr ein . . .

Maree drehte sich auf dem Absatz um und pfiß nach den Hunden. Es war eine wilde Festigkeit, mit der sie ein Stück zurücklief in den Park. An der Biegung der Allee blieb sie atemlos stehen. Mechanisch verfolgten ihre Augen die Bewegungen der Hunde, die sich um einen Tannenzapfen stritten.

Ein paar Augenblicke stand sie so, regungslos. Dann pfiß sie.

„Hierher. Ali, Tur“, lockte sie die Hunde, die mit erwartungsvollen Augen und sprungbereit neben ihr standen. „Los-los, zurück!“ Sie hielt die Hände in den Taschen ihrer kurzen, hellen Pelzjacke. Schmal wippen die Gelenke des Rocks um ihre Beine, als sie mit ihren weitausholenden Schritten auf das Haus zging. Es lag etwas Pflügendes um ihre Gestalt, nur ihre Augen hatten einen Ausdruck fast starrer Traurigkeit . . .

Hans Offersdorf stand im Eßzimmer am Fenster und sah in den Hof hinunter. Auch jetzt noch, als Maree längst im Hause war. Es lag wie Müdigkeit über dem breiten, ein wenig massigen Körper und dem hübschen Gesicht, mit den regelmäßigen, leeren Fügen. Als er Maree zusehen hatte, war Belebung in seine Augen gekommen. Zu nett sah sie aus, wie sie da unten herkam. So rasend jung — wie ein Mädchen, in dem kurzen Kleid . . . So anders wie die anderen Frauen hier, die alle auch wie Frauen ausfähen!

Ada — ja, die war was Besonderes, und — er fand den Vergleich nicht ganz — man wurde irgendwie gleich warm mit ihr. Sie begriff immer sofort, was man sagte oder wollte, auch wenn man schwerfällig war . . .

„Anhimmeln“ nannte das seine Frau! Lieber Gott — Ada ließ gelten, was man sagte, und verteidigte einen auch gelegentlich bei den Freunden! Eigentlich doch sehr nett von ihr. Gott, ja, die Ada . . .

Diese da unten — diese kluge, kühle Maree, dies seltsame, fremdartige, widerspruchsvolle Geschöpf — er spürte ein Brennen in sich. Jetzt — fiel ihm ein, da hatte neulich, bei so einer ausgedehnten Sitzung in Maranen, einer zu ihm gesagt. Gott, wer war das noch? Ach, richtig, Paul! Ja also, der hatte ihn gefragt, mit der Eindringlichkeit, die er in solchen Stimmungen zu haben pflegte . . . „Muß doch furchtbar anstrengend sein, so eine komplizierte Frau zu haben, wie du, Offersdorf!“

„Kompliziert — wieso denn kompliziert“, hatte Hans befragt, ziemlich verblüfft.

„Na, bei deiner Frau muß man doch immer nachdenken, wenn man mit ihr redet . . .“ hatte Paul Offersdorf ziemlich mühsam erklärt.

Er wußte noch, wie sie sich darüber amüßiert hatte. Noch jetzt ließ das Lachen in leiser Erschütterung durch ihn hin, wenn er daran dachte. So ein Blödsinn! Kleines, widerspenstiges, süßes Mädchen . . . die Maree . . .

Ein leichter Schritt. Offersdorf drehte sich gemächlich um.

„Gott, du bist hier, Hans?“ fragte Maree erstaunt. „Ich such dich überall. Hast du so Hunger, daß du schon im Eßzimmer bist?“

„Ne, ich hab' nur die Nachmittagspost gelesen. Paul schreibt mir da, es müsse einer von uns nach Berlin, wegen des Versammlungsverbots. Er meint, ich soll das machen. Ich hätte auch das meiste Geld dazu.“

„Auch ein Grund“, gab Maree trocken zurück.

„Ich denke, ich werde dann doch in den nächsten Tagen mal rüberfahren!“

„Ja?“ Sie hatten sich an den Teetisch gesetzt, Maree sah auf. „Du, da könnte ich doch eigentlich mit, Hans! Es wäre so nett. Musik hören — —“ Ihr Blick hatte sich erhellt.

„Natürlich, Musik! Ausgerechnet jetzt. Und den ganzen übrigen Klöbim!“

„Findest du das so schlimm? Na — jedenfalls — es würde dich nicht an den Bettelstab bringen, wenn wir ausnahmsweise mal zusammen nach Berlin reisten.“

Sie brach ab und schaltete den Teekessel ein.

„Was gibt's sonst Neues?“

„Ach, Ärger natürlich?“

„Wieso Ärger?“ Maree fragte es gleichmütig und begann Tee einzugießen. Sie kannte das, was jetzt kam, so genau: Ärger in der Partei, weil jeder befehlen wollte, und Ärger mit den Leuten, die kommunistisch durchseucht waren.

Er begann ihr den Streit zwischen dem Wächter von Grauwitten und Herrn von Dislohe auseinanderzusehen, der wie immer auf den „schlechten Zeiten“ baliierte, und wie diese anhalten würde!

Endlich hielt Offersdorf inne.

„Warum jagst du eigentlich gar nichts, Ma“, fragte er in die eingetretene Stille.

Maree goß sich eine neue Tasse Tee ein und setzte sich wieder.

„Du fragst mich ja auch nicht, ob ich was hätte“, antwortete sie kurz und mit ungewohnter Festigkeit.

„Ob du —“ er sah sie verblüfft an, „ja hast du denn was?“

Ihr Kopf glitt zur Seite, ihr Gesicht, von der Stehlampe halb beschienen, war unbewegt.

„Nichts“, antwortete sie kurz. Ihre Stimme klang spröde.

„Das versteh' ich nicht!“ Offersdorf warf ihr einen ratlosen Blick zu. „Du hast doch irgend was, Ma. Willst du was? Möchtest du so gern nach Berlin? Aber so red' doch, Ma!“

Sie wandte ihm den Kopf zu, in ihren Augen lag eine Schwere, die er nicht begriff und die ihm unbehaglich wurde.

Was war denn los? Die langen Nächte bei Dehringens? Gestern die, ja, das war wieder ziemlich ausgedehnt gewesen . . . aber sie hatte doch nie ein Wort darüber verloren . . . die ganze Zeit her . . .

„Also Ma“, fing Offersdorf wieder an, „sag' doch nur, Menschenkind, hast du denn Ärger gehabt? Mit 'ner Freundin? Oder — oder mit den Leuten? Oder —“ er mühte sich ab, einen Grund zu finden, „oder —?“

„Nichts, Hans.“

Maree saß noch immer regungslos, im Gesicht keinen Zorn mehr, sondern eine hilflose Traurigkeit. Offersdorf stand auf und kam langsam um den Tisch herum. Ein bißchen schwerfällig setzte er sich auf die Lehne von Marrees Sessel. Es gab für ihn nur eine einzige Möglichkeit, Fragen bei einer Frau zu erledigen: Seine Arme legten sich um ihre Schultern, er beugte den Kopf zu ihr herab.

„Kleine Ma“, seine Stimme war dicht an ihrem Ohr, „hast du dich — hast du dich denn ein bißchen gesehnt nach mir? Du — Ma?“

(Fortsetzung folgt).

Ein Schauspieler als Amateurdieb

Es war um die Zeit, da Otto Brahm das Deutsche Theater in Berlin leitete, also in dem für die Theatergeschichte glorreichen Jahrzehnt 1894—1904. Die Schauspieler, die Brahm zur Kreierung eines neuen naturalistischen Darstellungsstils zusammengetrommelt hatte, folgten dem begeisterten Führer mit aller Hingabe und entzückten die Berliner bis tief in die Nacht hinein. Zur Ausspannung aber potulierten sie dann gern und gründlich, wie es die Schauspieler einst zu Devriens Zeiten getan hatten.

Da kam eines Nachts, da man sich über die neuesten Künste des Schminzens gründlich ausgesprochen hatte, das Gespräch auf einen Einbrecher, der in den letzten Wochen viel von sich reden machte, weil er in der Kunst der Verkleidung Unglaubliches zu leisten schien. Und einer aus der Tafelrunde meinte: „Vom Standpunkt des Schauspielers aus leistet dieser Einbrecher eigentlich Schwierigeres als wir alle. Denn uns liegt es nur ob, für den Fernblick vom Parterre oder gar vom Rang aus zu arbeiten, während der Verbrecher doch dafür sorgen muß, daß er von seinem Opfer auch aus nächster Nähe nicht erkannt wird.“

Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft; und schließlich erklärte einer der Schauspieler, daß er bereit sei, mit jenem Schwerverbrecher sozusagen par Distanz zu konkurrieren. Der Vorschlag wurde mit großem Gejohle begrüßt. Und dann wurde eine Kommission gewählt, die alles vorbereiten und dafür sorgen sollte, daß die Angelegenheit auch wirklich programmäßig und korrekt erledigt würde. Bericht zu erstatten sei der Korona in 8 Tagen.

Als der festgelegte Abend erschien, waren die Genossen nicht wenig überrascht, als der Träger der Verbrecherrolle nicht zur gewohnten Zeit erschien. Dafür aber tauchte in dem Kneiperraum hin und wieder ein galonierter Diener auf, von dem man nicht recht wußte, ob er ein Abgesandter aus einem der Palais am Pariser Platz sei oder eine neue Aquisition des Weinhauses.

Plötzlich winkte einer der „Verschworenen“ den Diener heran und stellte ihn als den Amateurdieb vor. Als das Gelächter sich gelegt hatte und die gründliche Inaugenscheinnahme der Kenner beendet war, hub der „Diener“ zu erzählen an:

Man habe einen bekannten Arzt aufs Korn genommen, von dem man wußte, daß er in seinem Sprechzimmer eine erlesene kleine Sammlung von Bijouterien des 18. Jahrhunderts, vor allen Dingen von emaillierten Uhren und Tabattieren mit Miniaturen zur Schau für seine vornehme Klientel zur Schau gestellt hatte. Zweien der Vertrauensmänner war es gelungen, gleichzeitig Zutritt in das Sprechzimmer zu bekommen unter dem Vorgeben, irgendwo eine Dublette einer seiner schönsten Schnupftabaksdosen des 18. Jahrhunderts gefunden zu haben. Im Anschluß an diese Besichtigung wurde von den beiden festgelegt, welche von den Schauobjekten an einem der nächsten Tage zu entführen seien. Alles weitere wurde nun durch den Schauspieler, der die Rolle des Amateurdiebes übernommen hatte, allein erledigt: schweißtriefend kam er als gallonierter Fürstendiener in der letzten Viertelstunde der Sprechstunde zu dem Arzt und berichtete atemlos von dem Unfall seines Herrn. Schleunigstes Kommen sei erforderlich, niemand im Palais habe die geringste Erfahrung. Und die Fürstin sei in der furchtbarsten Aufregung.

Selbstverständlich habe der Arzt sofort in das Wartezimmer hineinsagen lassen, daß er seine Sprechstunde abbrechen müsse und habe schnell ein kleines Kofferchen mit einigen Instrumenten und sonstigem Gerät aus dem Nebenzimmer gefüllt. Diese kurzen Minuten habe der Amateurdieb ausgenützt, zwei im voraus bestimmte Uhren und eine Tabakdose in die Taschen seiner Livree zu stecken. Dann sei er eiligst die Treppen hinuntergestürzt, um, wie er sagte, einen Wagen zu bestellen. Vor der Tür aber sei er natürlich verschwunden.

Als das Gelächter der Tafelrunde verklungen, fragte jemand: Und wie habt ihr dem armen Opfer eurer Verkleidungskünste die drei entlehnten Gegenstände zurückgestellt?

Der galonierete Diener tat einen tiefen, behaglichen Schluck, dann sagte er: „Das werdet ihr bald erfahren! Auf einen Augenblick!“

Der Augenblick aber dehnte sich etwas in die Länge. Inzwischen aber erschien ein geistlicher Herr, der seinen Mantel dem Kaiser übergab und mit kurzschichtigen Augen sich einen Platz suchte. Endlich kam er in die Nähe des Stammtisches der Schauspieler, und als er an ihm den leeren Platz erblickte, auf dem eben noch der fürstliche Diener gesessen hatte, bat er um die Erlaubnis, sich setzen zu dürfen.

Man bedeutete ihm, daß der Platz bereits besetzt sei. Der geistliche Herr mit dem grauen Scheitel aber schien ein wenig schwerhörig zu sein, denn er setzte sich trotzdem und betrachtete mit einem seltsam ironischen Ausdruck im Gesicht die Tafel-

runde. Schon begann er einigen der Herren ein wenig unheimlich zu werden, da lachte der „Geistliche“ laut auf. „Ja, Kinder, kennt auch ihr mich nicht mehr?“ Nach einer langen Pause des Erkennens und des Lachens mußte der Amateur in einer zweiten Maske erzählen, wie es ihm weiter ergangen sei. Er berichtete, wie er zwei Tage nach seinem Auftritt als fürstlicher Diener, als Geistlicher zu dem Arzt gekommen sei und ihm unter dem Siegel des tiefsten Vertrauens von der Beichte eines armen Kerls erzählt habe, der aus Not zum Dieb geworden sei und dann ihm, dem Geistlichen, von seinem Gewissen getrieben, die beiden Uhren und die Tabakdose zur Rückgabe an den rechtmäßigen Besitzer anvertraut habe. Der Arzt sei ganz gerührt gewesen und habe die drei Stücke eiligst wieder an ihren Platz gelegt. Dann habe er dem Geistlichen 10 Mark übergeben und ihm gesagt, dies solle er dem reuigen Sünder einhändigen, der ja nur aus Not gestohlen habe.

„Was machen wir nun mit dem Schnöden, auf so unrechtmäßige Weise erworbenen Mammon?“ so schloß der Amateurdieb seinen Bericht.

Nach längerer Debatte beschloß man, dem Arzt den Betrag für seine Kranken zu senden und dazuzuschreiben: „Von einem dankbaren Patienten.“ Prof. Dr. Th. Bolbehr.

Neuer Anfang.

Von Bernhart Rehs (München).

Mühsam arbeitete die Kolonne der Arbeitslosen in dem tiefen Schnee der Straße sich vorwärts. Bidel schlugen die hartgefrorene Masse vom Steinpflaster los und Schaufeln warfen sie in hohem Schwung in das Lastauto, das mit bebendem Leib stand und auf das Kommando wartete, die gehäufte Last mit dumpf jurrendem Motor eine Straße zu schleppen.

Der junge Diplomingenieur Werner Diepholz stellte in der Kolonne seinen Mann. Er schwang die Schaufel, daß ihm trotz des Ostwindes, der in die Haut biß, der Schweiß auf der Stirne stand. Nach monatelangem Müßiggang endlich wieder Arbeit, wenn es auch nur das verachtete Schneeschaufeln war. Gleichviel. Es brachte wieder verdienten Lohn. Da würde die bezahlte Bohnensuppe am Abend in der Wärmestube ganz anders schmecken.

Aber die Arbeit war es nicht allein, die ihn heute so frisch und froh machte. Seine Gedanken waren wieder aufgewacht und hatten ihn aus dem Sumpf der Hoffnungslosigkeit herausgerissen, in dem sein Schicksal ihn gestochen hatte. Das kleine Vermögen, das ihm nach dem Tode der Mutter geblieben war, hatte sein Studium verschlungen. Aber als er sein Diplom in der Tasche hatte, war es ihm gegliedert, eine Stellung in einer Maschinenfabrik zu bekommen. Ein Jahr hatte er in seinem Beruf arbeiten können. Da kam der große Abbau und warf ihn zu den Zahllosen, die alle die graue Straße gingen, auf der alle Hoffnungslichter vom Dunkel der Verzweiflung aufgezogen wurden. Aber jetzt war eine neue Hoffnung in ihm aufgestiegen. Gestern Abend hatte er in der Lesehalle in einer Fachzeitschrift einen Artikel über das Jubiläum einer großen Firma gelesen. Darin war geschil- dert, wie der Gründer der Firma das Geschäft als Lumpensammler angefangen hatte. Und war doch vorher ein geachteter Handelsherr gewesen, der mit England und Übersee Geschäfte betrieb und den Napoleons Kontinental Sperre mit einem Schlage zum Bettler gemacht hatte.

Diese Erzählung von einem Mann, der aus dem Nichts sich wieder herausgearbeitet hatte, war in Werners Seele gefallen und erfüllte, während er in dem eisigen Wind stand und Schaufel auf Schaufel hob, sein ganzes Denken. Sinnlos war es, Tag für Tag vor dem Arbeitsamt sich einzureihen in die langen Menschenlinien, um dann nach stundenlangem Stehen in Wind und Wetter vor dem Schalter des Beamten doch nur immer wieder zu hören, daß es keine Arbeit gäbe. Sinnlos war es auch, in der Masse zu versinken, aus der wie eine ewige Litanei das Geschimpfe auf den Staat hervorquoll, der keine Arbeit schaffte und zu wenig Brot gab. Nein, und tausendmal nein! Er wollte heraus aus dem Sumpf. Nicht andere konnten helfen, er mußte sich selbst herausreißen. Er mußte sich selber rühren, und wenn er es mit Lumpensammeln anfangen sollte. Selber sich rühren! Selber sich rühren! Während er die Worte vor sich hinsprach, warf er Schaufel um Schaufel. Der Rhythmus der Worte beschwingte ihn. Das klang so ähnlich wie ein Gedicht. Wie war es doch? Mit einem Male war ihm das Goethewort gegenwärtig. Und während er die Schaufel schwang, jubelte er es laut hinaus: „Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, rufet die Arme der Götter herbei.“

Da drang aus der Kolonne auf der anderen Seite der Straße ein heller Ruf zu ihm herüber: „Hallo! Werner!“ Überrascht blickte er auf. Die lustigen Augen, die da zu ihm

Herüberlachten, kannte er doch. Das war ja Fritz Lehnert, der Nachbarssohn und Freund von der Volksschulzeit her, mit dem er immer gute Kameradschaft gehalten hatte, so oft sie sich daheim einmal wieder begegnet waren.

Nach der Auslöschung trafen sich die Freunde. An dem Abend gab es zwei glückliche Menschen in der Wärmestube. Der eine hatte die Idee, er gab den Anstoß, der sie aus der Trostlosigkeit herausriß. Der andere zeigte den Weg, den Plan zu verwirklichen. Kopf- und Handarbeiter schlossen einen Bund. Zwei Jungmännerseelen glühten auf. Ihr Wille war wieder erwacht. Und Wollen ist ein neuer Anfang, ist der erste Schritt zur Tat. Ob die zwei ihr Ziel erreicht haben?

Ich sah in diesen schlimmen Zeiten der Arbeitslosigkeit die zwei in vielstättiger Gestalt. Ich sah sie durch die Straßen der Großstadt ziehen. Auf einem Handwagen, den sie sich aus einer alten Tür und auf einem Schuttabladeplatz gefundenen Fahrradteilen zusammengezimmert hatten, verlaufen sie Bündelholz. Ich sah sie in einer aufgelassenen Kiesgrube. Die Hütte, die einmal den Riesarbeitern als Unterschlupf gedient hatte, und die ihnen die Stadtverwaltung als Geschenk überlassen hatte, war wohnlich eingerichtet. Auf dem Ofen, den sie aus zusammengelesenen Eisenblechstücken selbst gebaut hatten, kochte das Essen. Aus dem Hölzchen vor der Grube war ein Gemüsegarten und ein Kartoffelacker geworden. Eine Ziege weidete am Hang. In Holzverschlägen trieben sie eine Kaninchenzucht. Das Fleisch lieferte Nahrung, das Fell brachte Geld.

Und ich sah die zwei zu einem Trupp von sechzig Mann vervielfältigt, der mit dem Arbeitsgerät auf den Schultern aus dem Lager des Freiwilligen Arbeitsdienstes in Reich und Glied singend die Straße zog in das Moor hinaus, aus unfruchtbarer Erde neues Ackerland, neues Brot zu schaffen. Braungebrannt und kräftigen Schrittes zogen die Jungmänner daher. In ihren hellen Augen stand ein Wille, eine Zuversicht: Wir wissen und weisen den Weg aus der Not. Wir bezwingen die Zeit. Wir bauen der Zukunft den Weg.

Rote Helden.

Skizze von Max Geißler.

... nein, nein: eine Fuchsgeschichte.

Die Fähe hatte Unglück mit ihren Männern gehabt; zwei wurden ihr erschossen, nun hatte sie einen verwaisten Dachsbau bezogen, ohne gerade vergrämt zu sein. Dort kam ihr der Gedanke, es mit dem alten Fuchsrüden am Galgenberg zu versuchen. Der Galgenberg war ein Heidehang, mit einigen Krüppelföhren bestanden. Man hatte von dort aus eine vorzügliche Sicht.

Aber Brand, der Rüde, ein grimmiger Einsiedler, pflegte so gut wie keinen Umgang. Auch war er seit einiger Zeit leidend; ein Sperber hatte ihm im Kampf den Fang in den rechten Seher geschlagen; der andere schwärzte. So machte dieser Fuchs keinen sehr heldenhaften Eindruck, wiewohl sein Balg voller Narben war und seine zersehten Lauscher sich aufrichteten, als die Fähe über den Galgenberg schürte.

Nicht lange danach setzte sie sich neben den kranken Helden und legte ihm das verschwärzte Lid.

In der Mondnacht wollte er einen Birschgang mit ihr machen; aber das litt sie nicht; sie wollte ihm den Fraß schon bringen, fing ihm eine Haubenlerche und schlug ihm ein Feldbuhn. Nach dem Fraße legte sie ihm wieder den kranken Seher. Sie trug welkes Laub in den Bau und trachte von neuem hinaus auf Beute; die brachte sie dem Rüden auf das Wundbett.

So ging es durch Tage. Aber einmal abends war das Licht unter seiner Stirn doch ausgegangen! Brand trat mit der Fähe hinaus auf den Galgenberg. Hügelwind und Dämmerung umspielten ihn. Er aber meinte, er stünde in mondloser Mitternacht. Wunderlich waren die Bewegungen seines Kopfes; er mühte sich, mit seinen toten Sehern einen Schimmer zu fangen. Vergebens.

Aber als die Zeit da war, gab's im Bau auf dem Galgenberg doch Familienzuwachs: drei Welpen, nur drei, aber von ganz besonderer Schönheit und Kraft.

In den Nächten trachte die Fähe auf Beute. Heute wollte sie den weißen Hahn vom Bauernhofe holen. Auf einmal... Es fiel ein Schuß. Hatte der ihr gegolten? War ihr ein Unglück geschehen?

Der blinde Rüde trat vor seinen Bau und richtete alle Sinne hinaus in die Nacht. Nur der Heidewind ließ leise über die Föhren. Im Bau machte sich die Nachkommenschaft bemerkbar; der Hunger meldete sich; diese kleine Gesellschaft hatte sehr genau gehende Uhren.

Der Tag kam. Die Fähe kehrte aus dieser Nacht nicht heim; und aus keiner.

Ein Zittern schlug den Leib des alten Räubers Brand. Er senkte den Windsfang gegen die Erde, und seine Lauscher, die so ängstlich in die silberne Nacht hinein gespielt hatten, sanken müde herab.

Wenn die Fuchsin vor ein paar Tagen erschossen worden wäre, ehe die Welpen sehen konnten, hätte er sie alle drei mit Haut und Haar aufgefressen. Jetzt aber...

Ein wilder Drang kam von nun ab in den Rüden. Er mußte den Jungen den Fraß bringen! Ein Lebensabschnitt mit unerhörtem Aufgebot von Kraft, Scharfsinn und Tragik begann für ihn. Er durfte sich nicht weit vom Bau wagen und nur so lange, wie seine Fährte noch warm blieb. Dann freilich konnte er den Weg nach Hause nicht verfehlen.

Bis zur Unfaßbarkeit steigerte sich die Schärfe seiner Sinne in diesen Tagen. Immer sicherer arbeitete der Blinde in Unterholz und Heide, aber wenn er den Fang voll lebendiger Beute trug, so war er nicht selten gezwungen, diese abzulegen, um die eigene Fährte wieder zu finden. An Regentagen, an denen die Spur in kurzer Zeit ertrant, war seine Aufgabe noch schwerer.

Einmal gelang es ihm, ein Rehkalb zu reißen. Das brach er vor seinen Welpen auf, sie sahen das Herz zuden und tranken Wildheit am warmen Blute in sich.

Selbst ein glücklicher Tag richtete sein Selbstvertrauen wieder auf.

Aber das dauerte nicht lange, dann strich der Wind wieder übers Land und klapperte mit tausend Dingen... was ihn verwirrte. Oder es flog ein Regen daher. Ungeheuer tot war dann die Welt für ihn. Ohne das Wunder der brennenden Lichter unter seiner Stirn konnte er in solchen Zeiten nicht ausgehen. Ganz verwüstet lag er dann vor seinem Bau. Der Balg war ihm verwahrlost wie der Rod eines Landstreichers.

Zu früh noch für ihre erst wochenalte Jugend führte er die Welpen auf die Wildfährte. Mehr und mehr erkannten sie, wie seltsam es um diesen Vater stand. Das eine Auge sah aus wie die überwallte Narbe an einem Baumstamm; das andere hatte ein glanzloses Sehloch.

Und dann kam der Tag, an dem sich dieser heldenhafte Fuchsrüde vom Heger überrumpeln ließ. Hundert Fluhten vor dem Todfeind lag er mit den Welpen im Geträute, Schüsse trachten, und der Tod fuhr zwischen die Tiere. Ein Schrotkorn schnitt dem alten Fuchs quer über die Stirn. Er drückte sich in eine Kiefernöhre. Rote Wolle stob auf, gelber Sand rauchte um ihn, und irgendwo tat er sich nieder. Schweiß troff ihm aus Stirn und Windsfang. Gestern hatte er sechs Augen, heute war er wieder blind!

Und in jener Mitternacht, in der der Regen flog, sank er am Hügelhang in sein Sterben. Es war ein jammervoller Tod. Der Rüde verhungerte.

So endete dies Heldenleben.

„Botaniker.“

Von Eberhard Buchner.

Der Stirner-Biograph Anselm Küst, der lange Jahre in einem Berliner Vorort, mitten im märkischen Kiefernwald gewohnt hat und im Romanischen Café eine sehr bekannte Persönlichkeit war, haust heute fern vom Schuß in einem kleinen Dorf bei Minden in Westfalen. Als ich ihn dort zum erstenmal besuchte, schwärmte er mir von einem besonders schönen seltenen Nadelbaum vor, der in den Wäldern der Umgebung wachsen sollte. Ich konnte aus der Beschreibung nicht klug werden. Eine besondere Tannenart? War eine Arce? Wir gingen also selbender auf die Suche und bald waren wir am Ziel. Es handelte sich um eine — Kiefer!

Der nicht unbekannt Musikschriftsteller und Komponist G. besuchte mich in Hannover. Es war die Zeit der Heideblüte, und ich schlug einen Ausflug ins Moos vor. Wir — er und ich — hielten die Tete der Gesellschaft und hatten uns in eine sehr ernsthafte musikalische Diskussion verstrickt. Da plötzlich wird G. durch das intensive Rot der rechts und links vom Weg sich dehnenden Heidebüschen aus seinen Gedankengängen herausgerissen. Erstaunt, wie erwachend, sieht er sich um. „Nein, dieser viele Sauerampfer“, sagt er, „merkwürdig, sehr merkwürdig!“

Ein andermal war G. im Frühling bei uns. Die Johannisbeeren und Stachelbeeren standen in Blüte, aber die Eisehülligen trieben wieder einmal ihren Schabernad, und die Blüten waren massenhaft erfroren. Meine Frau klagte darüber. G. aber tröstete sie wohlmeinend: „Es sind ja nur die Blüten! Denken Sie, wie viel schlimmer es sein würde, wenn es die Früchte wären!“